

Jahrgang I.

No. 1.

April 1911.

# KAIN

Zeitschrift für  
Menschlichkeit  
Herausgeber:

Erich Mühsam



**Inhalt:** Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — (Münchener Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.)

**Kain-Verlag München.**

## An die Leser!

Diese Zeitschrift Ist ganz ohne Kapital begründet worden, nicht aus prinzipiellen Gründen, sondern weil kein Kapital da war. Soll das zweite Heft nach einem Monat pünktlich erscheinen, so muss der Ertrag de« ersten seine Kosten decken. Wenn die Lektüre der ersten Nummer den Wunsch geweckt hat, das Blatt möge weiter erreheinen, der Sorge für seine Verbreitung. Sollte sich Jemand für das was hier gesagt wird genügend Interessieren, um etwa das Unternehmen durch einen Geld-zusohuss fördern zu'mögen, so setze er sich mit dem Unterzeichneten In Verbindung. Verzinsung und Amortisierung wird zugesichert. Es besteht die Absloht, die Zeitschrift „Kain“ möglicbst bald In grösserem Umfange oder aber In kürzeren Zelträumen erscheinen zu lassen.

Auf Anfragen sei jetzt schon festgestellt, dass „Kain“ weder als anarchistische Zeitschrift bewertet werden will, noch etwa ein Organ des „Sozialistischen Bundes“ darstellt. Da der Herausgeber seine Anschauungen gern mit der Bezeichnung „Anarchismus“ charakterisiert, und da seine anarchistischen Ueberzeugungen sich mit dea Lehren des „Sozialistischen Bundes“ eng berühren, so wird der Leser in dieser Zeitschrift natürlich keine Beiträge finden, die etwa nicht sozialistisch und anarchistisch empfunden wären. Jedoch ist das Blatt nicht als Werbemittel für bestimmte Bewegungen gedacht, sondern als ganz persönliches, Organ für das, was der Herausgeber als Dichter, als Weltbürger und als Mitmensch auf dem Herzen hat.

MÜNCHEN

Erich Mühsam.

Akademiestrasse 9.



**Inseraten-Teil.**



Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Versandbuchhandlung Fritz W. Egger, München 19, Romanstrasse 5 bei.

**Ludwig Ganghofer**, seine gesammelten Schriften, in der billigen und dennoch vornehm ausgestatteten Volksausgabe. 2 Serien zu je M. 20.— oder komplett zu M. 40.—. Eine dritte Serie, auf welche Bestellungen schon heute entgegen genommen werden, ist im Druck und erscheint im Herbst laufenden Jahres. Ganghofers Schriften zu empfehlen erübrigt sich, dieselben sind so beliebt, dass wir nur raten können, das heutige Vorzugsangebot sofort zu benützen und den Bestellschein deutlich ausgefüllt an die Firma Egger einzusenden. Erwünscht wäre es uns, wenn auf unser Blatt Bezug genommen würde. Die Firma Egger liefert Ganghofer wie jedes andere gewünschte Buch zu bequemes Abonnementszahlungen, die es jedermann ermöglichen, das Werk sofort komplett zu erwerben. Lieferung erfolgt franko. Kataloge stehen Interessenten postfrei zu Diensten.

Jahrgang I.  
No. 1.

München,  
April 1911.

# KAIN

**Zeitschrift für Menschlichkeit.**

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

---

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

---

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.  
Mitarbeiter dankend verbeten.**

---

## **Kain.**

Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht,  
noch Eure strengen, satzunggebundenen Ruten.  
Ihr — ich erkenn' es — seid die Gerechten und Guten,  
und nur Euch strahlt lächelnd das Sonnenlicht.  
Speit mich an! Verachtet mich! Werft mich mit Steinen!  
Zeigt Euern Kindern mein hässliches Gottesmal!  
Lehrt sie, dass ich ihn erschlug, den vortrefflichen Abel,  
meinen Bruder, erkeimt an dem nämlichen Nabel!  
Lehrt sie mich hassen, um meine Niedrigkeit greinen!  
Heisst sie Gott fürchten und seinen Rachestrah! . . . .

Ach, wie war er so fromm, so zufrieden und brav!  
Betend kniet' er inbrünstig vor Gottes Altar,  
dankend des Herrn allumfangender Güte.  
Aber ich, ein Zweifelnder ganz und gar,  
sah, wie der Blitz in ragende Bäume traf,  
sah junges Leben zerknicken in hoffender Blüte,  
wanderte einsam und sann allem Werden nach. —  
Und ich sah, wie der Bruder Reiser vom Strauche brach,  
junge grünende Reiser vom spriessenden Strauch;

wie er sie zärtlich zum Scheiterhauf schichtete,  
wie er ein unschuldig Lamm zur Opferstatt trug,  
sah, wie aus Steinen ein Funk in das Reisigwerk schlug.  
Auf zum Himmel stieg säulengrade der Rauch,  
rot von der Glut, die zitternd die Erde belichtete.  
Grässlich hört' ich des Lamms Blöken und Angstgeschrei. —  
Abel, mein Bruder, sang freudige Lieder dabei.  
„Sieh, wie mein Opfer gefällt!“ rief er mir zu.  
„Aufrecht lodert die Flamme zum Himmel. Sieh!  
Siehe den Lohn! Dem Herrn sei ewiger Dank!  
Sieh meine fetten Weiden, mein munteres Vieh! —  
Deine Früchte sind welk, Deine Lämmer krank.  
Spende dem Schöpfer! Kain, opfre auch Du!“ — —  
Da sah ich Abels Feld üppig in Aehren stehn  
und seine Herde lustig im Grünen weiden.  
Aber mein Acker war kahl und trocken und steinig.  
Dürsten sah ich mein Vieh und Entbehrung leiden.  
Kann es — so dacht' ich — durch Gottes Ratschluss  
          geschehn,  
dass sich der Boden entsteint, dass das Wasser sich reinigt,  
soll meines Feuers Rauch gleichfalls zum Himmel steigen.  
Kann Gott Gnaden verleihen, mag er sie zeigen! —  
Und ich sammelte mürbes Holz von der Erde,  
weil ich den lebenden Zweigen nicht wehtun wollte;  
und dann wähl't ich aus meiner armseligen Herde  
ein vom Leben zerbrochenes krankes Rind,  
dass es der Schöpfer als Opfer empfangen sollte.  
Schlafend lag es und trag. So stach ich es nieder,  
trug's zum Altar und entflammte die trockenen Scheite.  
Aber in meiner Kehle stockten die Lieder. —  
Knisternd bog sich das Holz. Da erhob sich ein Wind,  
fauchte mit boshafem Zischen hinein in den Qualm.  
Unförmig wälzte der dicke Rauch sich zur Seite  
und erstickt' meines Ackerlands dürftigen Halm. —  
Abel, mein Bruder, stand nahe und sah mich knien,  
sah, wie mein glühendes Auge im Zorn sich weitete,

weil das Opfer, das ich dem Herrn bereitete,  
nicht wie seines hinauf in den Aether drang;  
sah den schlängelnden Rauch sich kriechend verziehn.  
„Kain," rief er, „mir ist um Deine Seele bang.  
Bessere Opfer musst Du dem Gotte bringen!  
Lieder des Danks und der Freude musst Du ihm singen  
Junge Zweige musst Du vom Strauche brechen!  
Junge, gesunde Lämmer musst Du Gott schlachten!  
Junges, warmes Blut muss himmelwärts dampfen!  
Aus Deinem Reichtum musst Du zu opfern trachten! —  
Wenn sich die Menschen dem Herrn zu trotzen erfrechen,  
wird er sie richten und ihre Saaten zerstampfen!" —  
Auf sprang ich da und griff an die Gurgel dem Spötter.  
Winselnd wand sich der Qualm im Sturmesgeheule.  
„Junges Blut will Dein Herr? — So soll er es haben!  
Folge Du nach Deinen wohlgefälligen Gaben I  
Grüss mir mein armes Rind! — undgrüss' Deine Götter!" —  
Und ich erschlug den Bruder mit wuchtender Keule. —  
Mächtig dehnte sich meine Brust und ich hob  
gegen den Himmel die Faust und schwenkte sie drohend.  
Doch aus der Opferglut, die gewirbelt stob,  
riss der Sturm einen Splitter und jagte ihn lohend  
mir an die Stirn. Ich sank mit furchtbarem Schrei,  
dass ich im weiten Umkreis die Menschen weckte,  
nieder. Es schrieten die Rinder. Der Himmel dröhnte  
donnernd, während im Staube die Glut verreckte. —  
Aber schon eilten jammernde Menschen herbei.  
Ich entfloh, von Schmerzen gehetzt, dass ich stöhnte.  
Hinter mir gellten die Racheflüche der Hirten.  
Alle verlangten, den Brudermörder zu steinigen,  
mich zu entsetzlichem Tode langsam zu peinigen.  
Vorwärts stürzte mein Fuss, dass die Felsen, klirrten . . . .

Immer noch flieh ich dem Zorn der Menschengemeinde.  
Unstet und rastlos irr ich von Ort zu Ort.  
Doch mein Mal an der Stirn, vom Scheite gebrannt.

allüberall verrät's mich dem lauernden Feinde.  
Allüberall treibt mich sein Racheruf fort.  
Von den Stätten der Menschheit bin ich verbannt.  
Darbend fahr ich durchs Land, vogelfrei.  
Doch, wo ein Rauch sich senkrecht zum Himmel hebt,  
wo zufriedene Menschen sich dankbar beugen, —  
ah! — da schleich' ich mit krummem Rücken vorbei,  
kralle die Hand, die vom Blute des Bruders klebt,  
heisse mein Feuermal gegen die Menschheit zeugen! —  
Opfert ihm nur, dem Gott der Gerechten und Guten,  
der Eure Hütten mit köstlichen Früchten füllt,  
der Euern Leib mit wärmenden Fellen umhüllt!  
Junge Lämmer lasst ihm zum Preise bluten!  
Danket für Euern Reichtum dem Gotte der Reichen!  
Und verschliesst vor dem Hunger des Armen die Scheuer!  
Wen Gott hasst, den mögt ihr richten als Schlechten!  
Was Euer Gott auf den Feldern gedeihen lässt, ist Euer!  
Ihr nur seid wert, dem Ebenbild Gottes zu gleichen!  
Aber auf mich ergieß' sich der Zorn der Gerechten! — —  
Kommt! Ich furcht' mich nicht mehr! Hier steh' ich zum  
Kampf!  
Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht!  
Brudermörder Ihr selbst — und tausendfach schlimmer!  
Aus Euerm Scheiterhauf raucht meines Herzbluts Dampf.  
Trag' ich so gut als ihr nicht Menschengesicht? —  
Aufrecht steh' ich vor Euch und fordre mein Teil! . . .  
Gebt mir Freiheit und Land! — und als Bruder für immer  
kehrt Euch Kain zurück, der Menschheit zum Heil!

---

## Die Todesstrafe.

Der letzte deutsche Juristentag hat sich mit Entschiedenheit für Beibehaltung der Todesstrafe ausgesprochen. Damit hat er logisch, konsequent und insofern löblich gehandelt, als sein Votum einen lehrreichen Einblick in die Psyche unserer in Rechtsdingen staatlich

examierten Mitmenschen gestattet. Wer sich befugt hält, im Namen eines abstrakten Staatsbegriffs andern Leuten Freiheit, Vermögen und Ehre abzuerkennen, der handelt nur folgerichtig, wenn er seine Verfügungsmacht auch über das Leben solcher Zeitgenossen erstreckt sehen möchte, die an der staatlich gefügten Menschengemeinschaft zu Verbrechern wurden.

Strafen ist ein Gewerbe, und zwar ein staatlich monopolisiertes. Die Rache für erlittene Unbill ist dem Gekränkten entzogen. Wie die Beförderung schriftlicher Mitteilungen zwischen den Menschen vom Staate besoldeten Briefträgern vorbehalten ist, so überträgt der gleiche Staat die Reparatur aller Schädigungen, die die Menschen einander zufügen, der Einsicht unbeteiligter Personen in die Paragraphen der Gesetzbücher. Der Fehler dieses Verfahrens ist nur, dass Verurteilungen niemals die erwünschte Reparatur des beklagten Schadens bringen. Der ermordete Bankier bleibt tot; das abgebrannte Haus bleibt abgebrannt; der Bestohlene ist sein Geld los, — und kriegt er es im Ausnahmefall wieder, so dankt er das nicht dem Verurteiltwerden, sondern nur dem Erwischtwerden des Diebes.

Dass Bestrafungen die Delinquenten bessern, behaupten heutzutage selbst die Juristen nicht mehr. (Höchstens im Falle der Hinrichtung wäre es denkbar. Doch würden Erörterungen hierüber ins Gebiet der Metaphysik gehören.) Die Abschreckungstheorie wird durch jede Statistik widerlegt. Bleibt als einziger Zweck der Rechtsübung: die Staatsraison.

Also die Staatsraison verlangt's, dass — immerhin examinierte, — Männer der Gerechtigkeit die Wage aus der einen, das Schwert aus der andern Hand nehmen und im Besitze dieser Instrumente jede aus der Fassung geratene Tugend wieder einrenken. Kann man es nun den Herren Juristen verdenken, dass sie mit dem Schwert der Frau Nemesis nicht bloß ritzen, sondern auch köpfen möchten?

Es wäre unbillig, soviel Enthaltbarkeit von Ihnen zu verlangen.

Der Beschluss der Juristen, das Recht, Todesurteile zu fällen, nicht gutwillig preiszugeben, hat bei humanen und besonders bei liberalen Staatsbürgern heftigen Widerspruch gefunden. Die finden, dass der Gerechtigkeit Genüge geschieht, wenn Menschen, die durch Unterernährung, akute Not, bittere Erfahrungen oder entzündete Leidenschaften zu Mördern wurden, für Lebenszeit ins Zuchthaus gesperrt werden. Wenn man nämlich dem Delinquenten nicht auf Antrieb das Lebenslicht ausbläst, sondern ihm das Sonnenlicht entzieht, den Verkehr mit den Seinen verbietet, die Bewegung seiner Glieder hindert, ihn bei schlechter Kost zu verhasster Arbeit zwingt, ihn des belebenden Zustroms der Natur entwöhnt und ihn so langsam verdorren lässt, — dann hat die Humanität der Liberalen über die geschäftige Grausamkeit der Juristen einen gewaltigen Triumph errungen. — Gott sei Dank sind sich die beiden Parteien wenigstens in der Ablehnung der Prügelstrafe einig, die — in deutlichstem Gegensatz zum Köpfen und Eingittern — ein äusserst rohes Verfahren darstellt.

Die examinierte Gerechtigkeit schreit nach der Guillotine, die gefühlvolle Menschlichkeit nach dem Zuchthaus; — es ist eine Lust zu leben!

Aber die examinierte Gerechtigkeit will den Verdacht nicht auf sich sitzen lassen, als ob ihr die Staatsraison das Menschenherz aufgefressen hätte. So sammelt sie Stimmen für den Scharfrichter. Wo hat man sichere Gewähr für humane Menschlichkeit als bei der humanistischen Menschheit? — Und die „Deutsche Juristenzeitung“ klopft an bei den Herren vom Katheder und von der Feder. Und siehe: es erwacht in ihnen das Rechtsbewusstsein; leuchtenden Auges treten sie — eine erlesene Schar — vor die Front der Oeffentlichkeit, und stolz, antworten zu dürfen auf die Frage: Leben oder Sterben? — dekretieren sie: Kopf ab!



Liebe Bekannte findet man unter den exekutionsfreundlichen Kapazitäten. Greifen wir ein paar heraus.

Erich Schmidt. Der milde Professor, der Liebling der Damen, der Berliner Festarrangeur und Jubiläumsdiplomate. Ich sehe ihn, das sauber rasierte Kinn auf die gepflegte Hand gestützt, wie er seinen Hörerinnen — in jeder schlummert eine Hedda Gabler — gewinnend lächelnd seinen Standpunkt darlegt: o ja, Milde, Sanftmut, Schonung und Menschlichkeit sind gewiss gute Dinge; aber messieurs les assassins mögen damit anfangen. Erich Schmidt — heisst er nicht etwa schon Exzellenz? — möchte also den Mördern in der Uebung gesitteter Eigenschaften den Vortritt lassen. Darüber lässt sich nicht rechten. Es muss jeder selbst am besten wissen, wohin er sich in der menschlichen Gesellschaft rangiert sehen will.

Ernst Haeckel. Auch der wünscht die Todesstrafe in Kraft erhalten zu sehen. Er bedauert zwar, dass er das wünschen muss. Aber er hält das Guillotiniere immer noch für das wirksamste Mittel, die Menschheit von den Frevlern am Leben anderer Leute dauernd zu befreien. Die Richtigkeit dieser Häckelschen Logik wird ihm sein giftigster Feind nicht abstreiten mögen. Wer einmal um seinen Kopf verkürzt ist, der wird so leicht nicht wieder einen Menschen umbringen. Das weiss Ernst Häckel am allerbesten. Er hat die Welträtsel gelöst. Für ihn hat das Leben keine Geheimnisse mehr. Er weiss, was wir am aller Anfang Uranbeginn gewesen sind; er weiss, was am aller Ende Urende aus uns wird. Da braucht ihn auch der Tod nicht zu schrecken, am wenigsten der Tod des andern, des Mörders, des Geköpften. Eine kurze Betrachtung möchte ich Herrn Professor Häckel nahelegen: Die menschliche Gesellschaft hat durch Jahrtausende die Verneinung Gottes — desselben, den Häckel als gasförmiges Wirbeltier verulkt — als weit schwereres Verbrechen als Mord betrachtet und mit Steinigen, Kreuzigen und Verbrennen geahndet. Wie würde sich der Herr Sachver-

ständige in Hinrichtungsdingen zur Todesstrafe stellen, wenn diese Rechtsauffassung heute noch Geltung hätte?

Schliesslich: Ludwig Fulda. (Der Dichter!) — Soll ich mit ihm streiten über das, was recht und unrecht ist? Ich soll nicht. Was so ein weltfremdes Dichtergemüt sinnt und träumt — wir wollen es lassen stahn. Recht muss Recht bleiben, und wer mordet, der soll gemordet werden. Für Lustmörder wäre eine Strafverschärfung am Platze: Deren Haupt soll man nicht einfach auf den Block legen. Denen soll man Fuldäsche Stücke vorspielen, bis sie verreckt sind. Die Jurisprudenz hat mit der Abschreckungstheorie schlechte Erfahrungen gemacht. Ich halte auch nichts davon. Aber ich glaube doch, dass sich nach Einführung des von mir angeregten Verfahrens die Lustmorde bald erheblich vermindern werden.

Schmidt, Häckel, Fulda — die Staatsraison braucht noch nicht zu verzweifeln. Was will gegen das Gewicht solcher Stimmen die Tatsache bedeuten, dass sich ein im Königreich Preussen konzessionierter Scharfrichter für Abschaffung der Todesstrafe ausgesprochen hat? — Der Faulpelz!

---

## Tagebuch aus dem Gefängnis.

Zum Verständnis: Im Oktober 1909, als die durch den Fall Ferrer hervorgerufene Erregung weiter Volkskreise auch die Münchner Polizei sehr nervös machte, platzte eines Nachts in einer unbelebten Strasse eine Donaritkapsel. Der junge Mensch, der sich mit dem Knallen des ungefährlichen Sprengmittelchens einen Jux machen wollte, wurde erkannt und verfolgt. Er flüchtete sich in den „Soller“, wo er einige Gäste kannte und um Hilfe bat. Ich hatte aus Gründen, die hier noch ausführlich erörtert werden sollen, im Sommer 1909 begonnen, Zugehörigen des sogen. „fünften Standes“ Vorträge sozialen Charakters zu halten, und sie mit den sozialistischen Ideen des Anarchismus bekannt zu machen. Die bei Behörden und höheren Töchtern gangbare Ideenassoziation: Anarchisten und Bomben zeigte sich auch bei den Sollergästen zuhause. Sie rieten dem Knaben, den ich nicht kannte, sich an die Anarchisten zu wenden und sagten ihm, wo er einen meiner Freunde treffen könnte. (Ich

war damals in Berlin.) Von dem erhielt er 20 Pfennige. — Die Knallerbsengeschichte ging durch die ganze Presse und ich las mit Staunen, dass mein Name damit in Verbindung gebracht werde. Die Charlottenburger Polizei haussuchte bei mir, und am übernächsten Abend wurde ich verhaftet. Erst bedeutend später erfuhr ich, dass meine Festsetzung garnichts mit dem Ulk des 17jährigen Bengels zu tun hatte (der mit 13 Monaten Gefängnis bestraft wurde), sondern dass die Zusammenkünfte, bei denen ich den „Lumpenproletariern“ meine Vorträge gehalten habe, der Staatsanwaltschaft der Geheimbündelei verdächtig erschienen. Ich blieb 11 Tage in Untersuchungshaft (ein Mitangeklagter 8 Monate). Erst im Juni 1910 aber hatte die Justiz, die 9 Monate damit schwanger gegangen war, ihr Kind ausgetragen. Dass die Entbindung vor dem Münchner Landgericht dann ein Luftkissen zutage förderte, ist wohl noch in Erinnerung. — Im Gefängnis, wo ich ja Zeit genug hatte, begann ich, ein ausführliches Tagebuch zu führen, das ich hier mit einigen Namensänderungen und einigen Fortlassungen abdrucke.

Donnerstag, d. 4. November 1909,  
Gerichtsgefängnis, Charlottenburg.

Morgen werden es acht Tage sein, dass man mich verhaftete. Freitag abend war es, am 29. Oktober, und ich hatte gerade meine paar Sachen in mein Handtäschchen gepackt. Die Reise nach Zürich sollte angehen. Vom 1. November bis zum 1. Dezember sollte ich wieder mal mit M. Henry und Marya Delvard tingeln. 750 Franken Gage und 50 Franken Reisevergütung. (150 Franken das sind 120 M. und etwas, hatte ich schon im Vorschuss). Morgens war ich noch bei Onkel L. gewesen und hatte Geld geholt, weil der Vorschuss schon alle war, hatte im Laufe des Tages Dutzenden von Bekannten adieu gesagt, hatte jedem, der es hören wollte, erzählt: Heute abend reise ich, — und als alter Witzbold hinzugesetzt: falls ich nicht doch noch vorher verhaftet werde. 8 Uhr 45 sollte der Zug vom Anhalter Bahnhof abgehen. Um 7 Uhr kam Lieschen zu mir laut Verabredung. Sie machte aus einem Anzug, den ich noch hatte in Stand setzen und reinigen lassen, einigen Kragen und einem Nachthemd noch ein schönes Extrapaket, bequem zu transportieren. Um 8 Uhr sollten wir beide im Habsburger Hof sein, wo uns R. zum Abendbrot erwartete. Danach wollten mich die beiden in den Zug setzen. Lieschen hätte noch ihren Kuss gekriegt — verdammt! Um  $\frac{1}{2}$  8 holten mich die Schergen. Frau B., meine gute Vermieterin, klopfte an. Gott sei Dank waren Lieschen und ich in durchaus intakter Gewandung. Herein! — „Herr Mühsam, da draussen stehen schon wieder zwei. — Wollen Sie vielleicht über die Hintertreppe —“. „Nein, nein!“ sagte ich und fühlte, dass

meine Lippen weiss wurden. Ich tat aber sehr ruhig, sagte zu Lieschen: „Das bedeutet, dass ich verhaftet werde“, und hatte merkwürdigerweise den Gedanken: wie seltsam, dass die Physiognomie des Polizisten selbst von einer so einfachen Frau, und durch den Zivilanzug maskiert, erkannt wird! — Die beiden Staatsretter traten ein. Ich ging ihnen auf den Korridor entgegen: „Was wünschen Sie?“ — „Wir kommen von der Polizei. Wir sind Kriminalbeamte. Sie werden aufgefordert, sofort mitzukommen.“ — „Legitimieren Sie sich.“ — Geschieht. — „Zeigen Sie mir den Haftbefehl.“ — Man legt mir ein Staatstelegramm aus München vor: „Bitte um Festnahme des Schriftstellers Erich Mühsam, Charlottenburg, . . . Strasse 84 bei B., gegen den ich wegen fortgesetzten Vergehens gegen § 128, 129, 73 Haftbefehl erlassen habe. Der Untersuchungsrichter Soundso.“ Meine erste Frage, die ich mir vorlegte, aber laut dachte, war: „128, 129? Was steht denn da drin?“ — Der Beamte hielt sich für angeredet und versicherte, auswendig könne er das so genau auch nicht sagen. Ich glaubte es ihm. Darauf ging ich ins Zimmer zurück, erklärte Lieschen, dass ich verhaftet sei, gab ihr Auftrag, meinen Bruder und den Rechtsanwalt Hugo Caro zu orientieren und küsste ihr zum Abschied die Hand, indem ich sie beruhigte, es werde nicht lange dauern, dass man mich einsperre.

(Fortsetzung folgt.)

(Musste wegen Raummangel leider hier abgebrochen werden.)

---

### M ü n c h n e r   T h e a t e r .

Wer sein Urteil über die Münchner Theaterverhältnisse der Presse dieser Stadt entnimmt, und durch Abwesenheit oder Krankheit verhindert ist, die Kritik persönlich zu kontrollieren, wird, sofern er von gedrucktem Lobe das übliche Quantum wohlwollender Höflichkeit zu subtrahieren versteht, zu der Meinung kommen: hier wird in den paar vom anspruchsvolleren Publikum frequentierten Theatern schlecht und recht Komödie gespielt; was geleistet wird, genügt provinzierischen Grossstadtansprüchen; und eine künstlerische Gradmessung erübrigt sich bei der geringfügigen Differenz der Leistungen. Erst in der allerjüngsten Zeit (muss der Zeitungsleser annehmen) wird an einem Theater, dem Münchner Schauspielhaus, ein Niedergang bemerkbar. Aber erfreulicherweise hat sich im rechten Augenblick im Lustspielhause ein Ensemble etabliert, das unter dem Direktor Dr Robert und dem Namen „der grosse Wurst!“ Aufführungen bietet, die nicht nur Ersatz schaffen für das vom Direktor Stolberg vertane Gut, sondern weit darüber hinaus den Münchnern endlich das ersehnte, allen weit-

städtischen Anforderungen genügende Theater aufzustellen versprechen. Eine mittlere Einschätzung zwischen diesen beiden Anstalten erfahren die noch übrigen Schauhäuser, die Hofbühne und das Volkstheater. Da das Urteil der Presse hierin völlig übereinstimmt, wird der unbefangene am Theaterbesuch verhinderte Leser nicht zweifeln, wie die Münchner Bühnen beschaffen sind. Er wird sich freuen, dass die Kritiker auf der Wacht stehen, und sich damit abfinden, dass der klerikale „Bayerische Kurier“ und die ihr eng seelenverwandte sozialdemokratische „Münchner Post“ ihr Votum ausser von künstlerischen auch vornehmlich von moralisch-sittlichen Empfindungen abhängig machen.

Der gläubige Leser sei dahin belehrt, dass ihn die Herren (und die Dame), die in München Theaterkritiken schreiben, falsch unterrichtet haben. Die späte Erkenntnis, dass das Schauspielhaus seit dem Fortgang der schönen und talentierten Lilly Marberg an künstlerischer Bedeutsamkeit erheblich verloren hat, (trotz mancher Vorzüge der Frau Fritzi Schaffer), stieg den Herrschaften erst auf, als das der Zunft an Kritik weit überlegene Publikum zornig erfuhr, dass nun auch Gustav Waldau München verlassen soll. Es fällt mir schwer, Herrn Direktor Stolberg, der diesen prächtigen Kerl aus übel beratener Sparsamkeit gehen lässt, in Schutz zu nehmen. Aber die geschätzten Herren (nebst einer Dame) haben wahrlich wenig Ursache, die Fehler eines Mannes zu begehren, der in ihren Kritiken vergeblich einen Anhalt für sein Walten als Direktor gesucht hätte. Gewiss: Ihr habt Gustav Waldau stets gelobt; ihr habt seine Leistungen stets ausgezeichnet und vortrefflich gefunden. Aber wen hättet ihr nicht gelobt? wen nicht in wahlloser Zufriedenheit gehätschelt und gepriesen? — Wenn Direktor Stolberg — was die Herrschaften jawohl verlangen — ihr Urteil als Richtschnur seines Wirkens hätte betrachten wollen, so hätte er noch kaum je ein Mitglied seiner Bühne entlassen dürfen, und wenn jetzt seine tüchtigste Kraft davongeht, so haben die nicht zu greinen, die Waldau jahrelang dadurch beleidigt haben, dass sie jeden mittelmässigen Anfänger mit dem gleichen Syrup wie ihn beträufelten.

Der — ach, so bequeme! — Enthusiasmus ist nun also aus der Maximilianstrasse ausquartiert und ergiesst sich spritzend in den „Grossen Wurstl“. In diesem Unternehmen haben wir die Errettung aus der Misere zu begrüssen. Hier ist der Tempel, wo unsere Kunstsehnsucht Erfüllung findet! — Du grosse Güte! Heinrich Mann kannte sein Interesse gut, als er sein „Variété“ dem auf die Routine eines einzelnen Stars gegründeten Theaterchen nicht überlassen wollte. Man rühmt die exquisite Regie des Hr. n.

Dr. Robert. Um die Wahrheit zu sagen: Ich habe noch immer den Eindruck gehabt, als ob in diesem Theater lediglich mit den Ellenbogen der Frau Ida Roland Regie geführt werde. Die mehr oder minder begabten Debutanten, die (seit Guido Herzfelds Abreise) mit ihr auf der Bühne stehen, verkriechen sich scheu im Hintergrund und wagen kaum, den Mund aufzutun; — aber in den Pressekritiken bekommen sie allesamt das Prädikat „sehr gut“, „vorzüglich“ und „ausgezeichnet“. Der talentvolle Herr Pfanz kann einem leid tun.

Ist es traurig oder amüsan? Mit der Sicherheit eines erblindeten Kunstschützen trifft die Münchner Kritik Schuss für Schuss ins Blaue. Man entschuldige die Herren (und die Dame) nicht mit der Minderwertigkeit des ganzen ihrem Urteil unterstellter Theaterbetriebes. Man glaube nicht, dass die gutherzige Sehnsucht, nur irgendetwas loben zu dürfen, ihnen den „grossen Wurstl“ als Festhalle edler Kunst vorgegaukelt hat. Dass in der Tat eine Bühne da ist, die Lob, Anspornung, Dank verdient, die — vorerst nur in Einzelfällen — Aufführungen geliefert hat, die die verwöhntesten Ansprüche befriedigen konnten, und dass es nur der frohen Anerkennung und der einsichtigen Ermutigung bedürfte, um ihre Entwicklung zu einer der wertvollsten Schaubühnen Deutschlands zu fördern, das entgeht den bestallten Hütern des öffentlichen Urteils. Ich spreche vom Residenztheater — seit Albert Steinrücks Mitwirkung. Steinrück hat, an Max Reinhardts genialer Regiekunst geschult, am Max-Josephplatz Inszenierungen gezeigt, die das Niveau der Hofbühne hoch über das aller anderen Theater gehoben haben. Er hat Aufführungen geleitet, wie sie die Wiener und Berliner nur an Festtagen zu sehen bekommen; und gleichzeitig mit dem Regisseur hat München in Steinrück einen Schauspieler gewonnen, auf den es sehr stolz sein dürfte. Die Herren (und die Dame) von der Presse haben denn auch Herrn Steinrück, sowohl als Regisseur wie als Darsteller stets die Note „sehr gut“, „vorzüglich“ und „ausgezeichnet“ gegeben. Aber wenn die Regie des Herrn Dr. Kilian Herbert Eulenbergs sublime Dichtung „Alles um Liebe“ in Grund und Boden haut, dann erhält auch er die Note „sehr gut“, „vorzüglich“ und „ausgezeichnet“, und das Stück war nichts wert; denn das Publikum, das bei der Premiere lachte und zischte, darf vor allen Dingen nicht unrecht haben. — Unterschiede werden nicht gemacht: ob Steinrück Ibsens „Baumeister Solness“ und Shaws „Cäsar und Cleopatra“ inszeniert oder Dr. Kilian Blumenthals „Weisses Rössl“ ist Jacke wie Hose. Ob Fräulein Terwins grazile Geschmeidigkeit und temperamentvolle Natürlichkeit das leibhafte Leben auf die Bretter stellt, oder ob ein traditionelles Hoftheater-Requisit in der vergilbten Takelage krampfhafter

Aufgeschminktheit dahersegelt, ist für die Vorbeter der öffentlichen Meinung ohne Belang.

Verehrte Herren (und gnädige Frau), der Jammer, Sie am kritischen Werk zu sehen, ist grenzenlos. — Das Lob, das Sie guten Leistungen spenden, degradiert die Künstler, die es sich zugezogen haben. Denn es kommt nicht aus vollem Herzen, sondern aus hohlem Schädel. Und das Lob, mit dem Sie schlechte Leistungen betünchen, betrügt die Armen, die es trifft. Denn es fälscht das Spiegelbild, aus dem sie lernen könnten, wo es ihnen fehlt. Verboten es Ihnen Ihre Auftraggeber, das Publikum vor den Kopf zu stossen, so sollten Sie sich in Ihren Theaterreferaten auf Reportage beschränken; und dünkt Sie das zu gering, so lassen Sie die Finger lieber ganz von dem Geschäft. Vermissen wird Sie niemand. Denn eine Lücke hinterlässt nur das Fördernde. Förderlich aber kann eine Tätigkeit nicht sein, die, in Rücksichten geknebelt, aus der Mittelmässigkeit erwachsen, sich der Mittelmässigkeit auf Kosten der Hochwertigkeit verbrüdet und das Bild der Kultur vor den Blicken der Mitwelt fälscht.

---

## Bemerkungen.

**Bayerische Freiheitlichkeit.** Die Münchner Polizeibehörde hat in ihrem Eifer, mich und meine Freunde an unserer agitatorischen Tätigkeit für die Befreiung der Gesellschaft zu hindern, nach vielen Schlägen ins Wasser einen Schlag ins Gesicht der Menschlichkeit getan. Sie hat sechs Ausländer, zwei Schweizer und vier Oesterreicher, darunter eine Frau, des Landes verwiesen, weil sie im Seelenleben der Betroffenen Sympathien für die von mir empfohlenen anarchistischen Ideen witterte. Die amtliche Mitteilung der Polizei erklärt, dass die Ausweisung „im Anschluss an die polizeiliche Aufhebung der Mühsamschen Anarchistengruppe Tat, deren Anhänger die Genannten waren“, erfolgt sei. Die Münchner Polizeibehörde scheint von ihrer eigenen Macht etwas phantastische Vorstellungen zu haben. Wenn sie sich nämlich anmasst, von einer Aufhebung der Gruppe Tat zu sprechen, so sei ihr mitgeteilt, dass solche Aufhebung ihrer Willkür durchaus entzogen ist. Dass die Gruppe in Wahrheit trotz der Aufhebung am Leben und recht gesund ist, weiss die Polizei ja selbst, die mitunter genötigt ist, auch nach der Aufhebung noch zu öffentlichen Veranstaltungen, die die Anarchisten ihr ganz legal vorher anzeigen, ihre offiziellen Vertreter zu entsenden. Der Öffentlichkeit seien einige Daten geliefert, die einer Revision der landesüblichen Legende von der bayerischen Freiheitlichkeit als Unterlage dienen mögen.

Der im Jahre 1908 von Gustav Landauer in Berlin ins Leben gerufene „Sozialistische Bund“ bezweckt die Ersetzung der kapitalistischen Gesellschaft durch staatlosen Sozialismus. Mittel zum Zweck ist die Schaffung werktätiger Gruppen, die ihre Arbeit statt für den Unternehmer und den Markt für den eigenen Bedarf verrichten. Der

Bund begann seine Tätigkeit mit der Sammlung von Menschen in statutenlosen Gruppen, die sich im Anfang natürlich wesentlich auf propagandistische Aufklärung beschränken müssen. Der Gruppenkalender unseres Organs „Der Sozialist“ weist zur Zeit 19 derartige Gruppen auf (14 in Deutschland, 5 im Ausland) Meine Agitation in München bewirkte auch hier im Frühjahr 1909 die Konstituierung einer Gruppe, der „Gruppe Tat“ . . . Da sich die Arbeit der Gruppen des Sozialistischen Bundes ganz in gesetzlichen Grenzen hält, haben die ausserbayerischen Polizeibehörden unsre Schwesterngruppen bis jetzt immer in Ruhe gelassen. Die Münchner Polizei aber lieferte vom ersten Tage an, seit wir uns rührten, Beweise ihrer Nervosität, Staatstreue und Ungeschicklichkeit. Zuerst kam man uns mit dem Vereinsgesetz. Der Gruppenwart wurde wegen Unterlassung der Anmeldung der Gruppe mit einer Polizeistrafe bedacht. Das zur Entscheidung angerufene Gericht stellte fest, dass die Gruppe Tat als Statuten- und beitragsloses Gebilde nicht als Verein im Sinne des Gesetzes anzusehen ist. Der Mann wurde freigesprochen. Die Kosten trug die Staatskasse. — Jetzt wurde das Strafgesetzbuch nach Paragraphen abgewälzt, die gegen uns zu brauchen wären. Da es der polizeilichen Einsicht geheim blieb, was sozialistischer Geist eigentlich für ein Geist sei, und da sich das Wort „Bund“ in unseren öffentlichen Ankündigungen deutlich vorfand, wurde aus der Gruppe, die ja gerichtsnotorisch kein Verein war, ein „Geheimbund“. Die Teilnahme von Sollergästen an unseren Zusammenkünften, die ich mir gestattet hatte, als Menschen zu betrachten und zu behandeln, musste die Gemeingefährlichkeit der Gruppe Tat dem blödesten Auge erkennbar machen. So stieg der Prozess. Der Ausgang ist bekannt: die Kosten trug die Staatskasse.

Die bis dahin der weiteren Bevölkerung ganz unbekanntes Gruppe Tat war infolge der behördlichen Bemühungen zu einer Publizität gelangt, die uns die Werbung für unsere Ideen sehr erleichterte, zumal wir zwei Gerichtsurteile in der Tasche hatten, die uns die Legalität unseres Beginnens ausdrücklich bestätigten. Unsere Gruppenveranstaltungen erfreuten sich nach dem Prozess des stetig wachsenden Interesses in revolutionär gestimmten Kreisen. Dass das Interesse, das die Polizei vom Anfang her an uns genommen hatte, trotz der trüben Erfahrungen, die das Institut mit unserer Bekämpfung gemacht hatte, gleichfalls nicht ermüdet war, erwies sich uns daran, dass wir eines Tages bei unseren privaten Vortragsabenden geheime polizeiliche Ueberwachung wahrnahmen. Ein Polizeibeamter qualifiziert sich in dem Moment als Polizeispitzel, wo er seine Zugehörigkeit zur Behörde leugnet. Dies tat ein Münchner Schutzmann, dem aus unserer Mitte heraus seine amtliche Stellung auf den Kopf zugesagt wurde. Ich sah mich veranlasst, den Polizeipräsidenten, Herrn v. d. Heydt, in einem Briefe darauf aufmerksam zu machen, dass wir nicht verpflichtet seien, einen Beamten in unserem Kreise zu dulden, und mir die Belästigung von dieser Seite energisch zu verbitten. Jetzt fuhr die Polizei ganz großes Geschütz auf. Sie überfiel nämlich die Gruppe Tat bei ihrem nächsten Zusammensein und verhaftete alle Teilnehmer, etwa 30 an der Zahl. Der Zweck dieser Gewaltsübung war zunächst nicht recht durchsichtig. Erst jetzt wissen wir, dass die bayerische Freiheitlichkeit es gestattet, Dutzende in erlaubter Aussprache versammelte Menschen einen halben Tag lang in dem schmierigen Polizeigefängnis in der Weinstrasse einzusperren,



um die paar Ausländer zu ermitteln, die zufällig dazwischen sind, und sie, unbehelligt von unbequemen gerichtlichen Einmischungen über die Landesgrenze zu treiben. Es muss der Münchner Polizei bestätigt werden: die Schädigung einzelner ist ihr vortrefflich geglückt. Sie hat Leute, denen es unendlich schwer wird, wo anders ihren Unterhalt zu finden, von ihrer Arbeitsstätte vertrieben, und sogar solche waren dabei, die jahrelang in München in festem Lohn standen und hier ihre Familie gegründet haben. — Was die amtlichen Herren als nächste Nummer gegen uns im Programm haben, entzieht sich heute noch meiner Kenntnis. Die Leser dieser Zeitschrift sollen jeweils unterrichtet werden, wovon eine neue Rakete steigt.

Was ergibt sich aus der Betrachtung des Freundschaftsverhältnisses zwischen der Münchner Polizei und der Gruppe Tat? Dass die Schneidigkeit der bayerischen Behörde bisher weniger von der eigenen Gemütlichkeit als von der der Bayern gezügelt war. Das erstmal, wo es die Polizei mit einer wirklich radikalen Bewegung zu tun bekommt, langt sie hilflos nach den Paragraphen, die helfen könnten, wenn sie nur verletzt würden. Die preussischen Polizeibehörden haben ihre Uebung, mit Anarchisten umzugehen. Die wissen, dass man revolutionären Bewegungen nur vorwärts hilft, wenn man sie ohne grosse Sachkenntnis chikaniert. Ob die Münchner Polizei je so klug werden wird, wie sich die 13 Verwaltungen gezeigt haben, die ausser ihr mit Gruppen unseres Bundes zu tun haben? Uns wird sie nicht viel anhaben können. Wir kennen die Gesetze und hüten uns, sie zu verletzen. Die Rigorositäten der Polizei werden wir aber — darauf mögen sich die Herren verlassen — in unserer prinzipiellen Bekämpfung der bestehenden Staatseinrichtungen als sehr wirksamen Schalltrichter zu benutzen wissen.

---

**Die volle Mass.** Wir Menschen sind recht verschieden organisiert. In des einen Brust gärt der Plan, der Welt durch Umsturz und Neuerung Schönheit und Freude zu schaffen. Der andere giesst alle Glut und Inbrunst seiner Seele in die Formen eines erhabenen Kunstwerks. Noch einer sehnt sich in heiligem Gram nach einer geliebten blonden Frau. Der Vierte aber lebt sein Inneres aus, indem er sich in den Löwenbräukeller setzt — neben den Schanztisch - und lange Feierstunden hindurch acht gibt, wie oft der Schenkkellner zu wenig Bier in den Masskrug füllt und um wieviel Grade schräger er das Gefäss hält, wenn ein Stammgast sein Teil begehrt. Dieser Vierte ist Münchner und daher Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken. Er hat vor Gericht seine Wahrnehmungen beschworen und da in tagelangem Aufmarsch noch viele Zeugen bekundeten, dass im Löwenbräukeller systematisch geschnitten werde, wurde der Pächter nebst einigen seiner Angestellten zu Gefängnisstrafen verknallt. Man sage nicht, dass die Münchener leidenschaftlos seien. Haben wir nicht eine volle Woche lang die ganze Bevölkerung, soweit sie von sozialen und kulturellen Drängen nicht bedrückt ist, wie einen Mann gegen das Heer schäumender Masskrugfüller aufstehen sehn? Haben wir es nicht erlebt, dass die Zeitungen täglich in vielen Spalten die ausführlichsten Berichte über den „Kampf um die volle Mass“ brachten?

noch etwas zurück und zumeist geht es nicht ganz schnell, bis ein Funke der Begeisterung das treue Münchner Bierherz entzündet. Aber, wo es um die heiligsten Güter der Volkheit geht, da wird der Gutmütigste zum Belastungszeugen. — Der Kampf um die volle Mass ist gewonnen. Herr Erwig muss 6 Wochen nach Stadelheim und 3000 Mark an den Staat bezahlen. Das siegreiche Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken aber lenkt seine Schritte in die Neuhauserstrasse und wendet sein Interesse schwimmenden Auges dem dort promenierenden Hosenrock zu.

---

**Oeffentlicher Dank.** Kürzlich begegnete mir nachts um 1 Uhr in einem Cafehaus eine junge Dame, die mir schon lange sehr begehrenswert erschienen war. Da sie allein war und ein unglückliches Gesicht machte, sprach ich sie an. Sie klagte mir ihr Leid, das darin bestand, dass sie ihren Hausschlüssel nicht bei sich hatte und nun nicht wusste, wie sie heimkommen sollte. Ich bot natürlich sogleich meine Wohnung an, was freundlich aber sehr bestimmt abgelehnt wurde. Die Dame erklärte, sie wolle bis morgens um 7 Uhr durchbummeln. Auf meine Bitte erlaubte sie mir, ihr Gesellschaft zu leisten. Um 3 Uhr erklärte der Wirt, es sei Polizeistunde. Wir mussten hinaus. Da wir nirgends ein offenes Lokal fanden, gingen wir an den Bahnhof, wo wir uns an einer Tasse Kaffee erfrischen wollten. Aber vor dem Eingang zu den Empfangsräumen war eine Barriere errichtet, die von einem Bahnbeamten, einem Nachtwächter, einem Schutzmann und einem Polizeihund bewacht wurde. Alle vier rollten hörbar die Augen, sodass ich mit meiner Begleiterin eiligst wieder ins Freie flüchtete. Es war frostig und regnete. Da sagte ich zu der Dame: „Es nützt nichts. München hat über sechshunderttausend Einwohner und ist eine berühmte Künstler- und Fremdenstadt. Wenn allen Künstlern und Fremden und der halben Million Münchner Einwohner von Polizeiwegen die Möglichkeit entzogen ist, nach 3 Uhr noch in einem öffentlichen Lokal zu sitzen, so werden gewiss sehr ernste sittliche Gründe dafür massgebend sein. Wenn Sie um diese Zeit ohne Gepäck an einer Hotelglocke zögen, würden Sie sich wahrscheinlich grosse Unannehmlichkeiten zuziehen. Bleiben wir in diesem Wetter draussen stehn, so haben wir morgen beide die Lungenentzündung. Es bleibt nichts anderes übrig, als dass Sie mit zu mir kommen.“ Da errötete die junge Dame und kam mit. — Ich fühle mich gedrängt, der Münchner Polizei für die äusserst genussreichen Stunden, die ich ihrer Fürsorge zu danken habe, öffentlich meinen Dank auszusprechen. Meine eigne Erfahrung hat mich belehrt, eine wie sinnreiche Einrichtung die konsequent durchgeführte Polizeistunde ist.

---

NB. Einige Beiträge, darunter die Buchbesprechungen, mussten mit Rücksicht auf den beschränkten Raum für die zweite Nummer zurückgestellt werden.

---

Von  
**Erich Mühsam**

==== erschienen folgende Bücher. ====

**Die Wüste.** Gedichte. 1904. Verlag des  
Sozialistischen Bundes. Berlin.  
(fast vergriffen.)

**Der Krater.** Gedichte.  
1909. Morgen-Verlag. Berlin.

**Die Hochstapler.** Lustspiel.  
1906. R. Pipers Verlag. München.

**Ascona.** Broschüre. 1905.

**Die Jagd auf harden.**  
Broschüre. 1908.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den  
Kain-Verlag.

